

Neue Chancen für die Kultur in Zeiten der Krise

Ansgar Wimmer, Vorsitzender der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.

Vortrag aus Anlass des Jahreskongresses der „**VEREINIGUNG DEUTSCH-FRANZÖSISCHER GESELLSCHAFTEN FÜR EUROPA e.V.**“

Sehr geehrter Herr Staatssekretär Mertes,
Sehr geehrter Herr Professor Brockhaus,
Sehr geehrter Herr Thieser,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Molsberger,
Sehr geehrter Herr Pleitgen,
Verehrte Vorstandsmitglieder der VDFG sowie der FAFA,
Meine Damen und Herren,

Es ist mir eine besondere Freude, mit Ihnen in den kommenden etwa zwanzig Minuten gemeinsam über neue Chancen für die Kultur in Zeiten der Krise nachdenken zu dürfen.

Ich habe verstanden, dass Sie sich gemeinsam in den letzten Tagen von den verschiedensten Perspektiven dem Generalthema „Was bewegt Europa heute: Politik, Wirtschaft, Kultur?“ angenähert haben. Als Vorstand einer mittelgroßen europäischen Kulturstiftung freue ich mich besonders, dass Sie sich mit dieser Einladung an mich nochmals besonders dem Thema „Kultur in der Krise“ aus Sicht der Praxis stellen wollen.

Vorweg gestellt sei, dass ich Ihnen aus der speziellen Perspektive einer Stiftung berichte,

- der eine Auseinandersetzung mit Gemeinsamkeiten und Vielfalt in der europäischen Kultur ebenso am Herzen liegt wie die deutsch-französische Verständigung,
- einer Stiftung, die wie ihre Basler Schwesterstiftung, die Johann Wolfgang von Goethe Stiftung eine nicht ganz einfache deutsch-französische Geschichte, nämlich die Geschichte ihres Stifters, im Rucksack mit sich führt,
- einer Stiftung, die gleichzeitig als Förderinstitution in der Krise rettender Akteur sein soll und als Kapitalanleger Betroffene der Turbulenzen ist
- aber auch einer Stiftung, die eben in der Krise politisch und doch auch wirtschaftlich unabhängig und mit einer gewissen Sicherheit schauen, beobachten und analysieren kann.

Ich verspreche Ihnen, dass es dabei reiner Zufall ist, dass Sie im Anschluss an meine Ausführungen kurze szenische Ausschnitte aus Molières „Le Malade Imaginaire“ geboten bekommen. Dieses ist kein ironischer dramaturgischer Einfall, aber ich nehme es trotzdem als Fingerzeig, Wimmern und Wehklagen über die nackte Not, die tatsächlich durch viele Kulturinstitutionen saust, in

meinen Ausführungen hinten an zu stellen. Ich will vielmehr versuchen, auf die Chancen für die Kultur in diesen wechselvollen Zeiten zu verweisen.

Dabei versuche ich, bei Ihnen fünf schlichte Gedanken oder Beobachtungen zu den Rahmenbedingungen der Kultur in der Krise zu hinterlegen, die möglichst praxisnah illustriert werden sollen. Diesen fünf Überlegungen seien zunächst drei ebenso kurze Vorbemerkungen vorangestellt:

I.

Erste Vorbemerkung

Nirgendwo ist es schwieriger, mit originellen, wirklich neuen Ideen aufzuwarten als in der Kultur bzw. Kulturpolitik – und das wird durch die Krise nicht einfacher.

Spätestens seit Hilmar Hoffmans Forderung „Kultur für alle“ vor ziemlich genau dreißig Jahren ist ja eigentlich alles gesagt. Menschen meiner Generation können vielleicht noch mit der Forderung nach mehr Qualität in der Kultur, Kooperation oder im Detail mit der Kritik des Autorentheaters überraschen.

In Wirklichkeit ist aber in Deutschland in der Kulturförderung seit vielen Jahren jedenfalls institutionell nicht viel neues ge- und erdacht worden, die institutionellen Innovationen kultureller Bildungseinrichtungen wie Volkshochschulen, Bibliotheken, öffentliche Musikschulen, öffentliche Theater, Konzertabonnements liegen über hundert Jahre und auch die Innovation soziokultureller Zentren, von Museumspädagogik oder von Kulturentwicklungsplänen liegt nun schon fast vierzig Jahre zurück.

Zweite Vorbemerkung – und hier begegnet ihnen der eingebildete Kranke doch

Man braucht sich nur an Carl Spitzwegs Bild vom „Armen Poeten“ erinnern und schon bekommt das Thema „Kultur und Armut“ bzw. „Kultur in der Krise“ viel zu schnell einen romantisierenden Zuckerguss.

Schon richtig: Beim Poeten, der im Dachzimmer im Bett liegt, um sich beim Schreiben zu wärmen, taucht der Regenschirm als Rettungsschirm in der Ikonographie auf, bevor sich irgendwer das Wort „Bankenrettungsschirm“ ausgedacht hatte. Aber der romantisierende Zuckerguss kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Poet nicht wirklich glücklich dreinschaut, während er mit den Fingern einen Floh zerquetscht.

In der Krise liegt natürlich immer irgendwie eine Chance.

Berlin ist nicht nur arm sondern auch als Stadt für bildende Künstler sexy und lebendig, weil die Ateliermieten so niedrig sind und so ziehen die Künstler aus anderen deutschen Metropolen in Scharen dorthin, ein Einkommen bescheren ihnen diese niedrigen Mieten aber per se zunächst nicht, nur niedrigere Ausgaben.

Wirklich glücklich, gar besser macht Armut Kultur, jedenfalls kulturelle Bildung aber auf Dauer nicht.

Dritte und letzte Vorbemerkung

Ich bin gebeten worden, über Chancen der Kultur in der Krise zu sprechen, schauen Sie aber gerne, welche meiner unbefangenen Hinweise auch Anwendung auf Ihre Arbeit in den deutsch-französischen Gesellschaften in der Krise mit all ihren demographischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der Gegenwart finden können. Ich würde mich freuen, wenn Sie sich in der ein oder anderen Aussage mit Ihrer Arbeit vor Ort wiedererkennen könnten.

Nun also, hoffentlich fast ebenso kurz, fünf Thesen zu Kultur in der Krise:

1. These: Wenn die Kultur in der Krise eine Chance haben will, muss sie zunächst das Selbstverständliche entdecken und ins Bewusstsein rücken.

In diesem ersten Punkt geht es also um etwas, das ich die „Bewusstseinsmachung des Selbstverständlichen“ nennen möchte.

Die Idee ist hierbei, sich auch in der Förderung der Kultur und der Produktion von Kultur von der Fixierung auf das Neue, das Innovative, das Großartige, Eventorientierte zu lösen und noch mal das vorhandene, vielleicht renovierungsbedürftige, unscheinbare, vielleicht sogar bereits exzellente, reproduzierbare zu konzentrieren, sich dessen bewusst zu werden, die Qualitäten zu entdecken und auf Vorhandenes aufzubauen.

Lassen Sie mich dieses an einem konkreten Beispiel erläutern, das auch etwas mit Duisburg zu tun hat:

Viele von ihnen kennen vielleicht den britischen Tanzpädagogen Royston Maldoom. Die, die mit dem Namen vielleicht nicht sofort etwas anfangen können, wird aber vielleicht der Dokumentarfilm „Rhythm is it!“ etwas sagen, in dem die Berliner Philharmoniker unter Leitung von Sir Simon Rattle ein Tanzprojekt mit Jugendlichen aus schwierigem sozialen Umfeld begleiten. Der Dokumentarfilm wurde u. a. mit dem Deutschen Filmpreis 2005 und mehreren anderen Preisen ausgezeichnet und bescherte Royston Maldoom eine immense Prominenz und Popularität.

Seit diesem Film kann sich unsere Stiftung wie viele andere Stiftungen kaum mehr vor Förderanträgen von Schulen, Bildungseinrichtungen, Tanzpädagogen oder engagierten Elternvereinen retten, die nunmehr Tanzprojekte an Schulen, mit Schülern, schwierigen Jugendlichen, Jugendlichen mit Benachteiligung, Jugendlichen mit Migrationshintergrund oder Jugendlichen mit sonstigem Integrations- oder Förderbedarf realisieren wollen und darin den Schlüssel zu – wahlweise - Bildungserfolg, Selbstbewusstsein, der Beseitigung sozia-

ler Benachteiligung, Persönlichkeitsentwicklung, Berufsvorbereitung und vielem mehr sehen.

Dies soll nun nicht zynisch klingen, aber diese Anträge lehnen wir ausnahmslos alle ab, sogar die, an denen Royston Muldoon möglicherweise selbst beteiligt ist.

Tatsache ist nämlich folgende:

Es kann doch in der kulturellen Jugendbildung nicht darum gehen, den „Geschmack des Monats“ zu fördern, die neuste Mode mit zu machen, sicherzustellen, dass nun alle Kinder ihren Namen tanzen, aber nicht schreiben können und das Schulsystem und zugleich gestresste Lehrer mit einem weiteren Sonderprojekt zur weiteren Profilierung zu überfordern.

Wenn ich es richtig recherchiert habe, war Royston Maldoom von 1990-1997 Leiter des Europäischen Jugendtanzfestivals in Duisburg, und hat zur selben Zeit im Raum Duisburg Tanzprojekte für junge Erwachsenen mit Körper- und Lernbehinderung organisiert. Er hat das, wofür er infolge des Films zu recht mit Aufmerksamkeit und Achtung überschüttet wurde, schon jahrelang vorher gemacht, gewusst und vermittelt.

Vielleicht nicht immer auf dem gleichen Niveau, aber doch mit einem riesigen Engagement, Ideenreichtum, kaum Freistellungsstunden, nicht vorhandenen Etats und eben doch einer beachtlichen künstlerischen Qualität kämpfen viele Pädagogen an Tausenden von Schulen in der Bundesrepublik den Kampf um kulturelle Bildung der Ihnen anvertrauten Kinder.

- Warum bilden wir eigentlich unsere Sport- und Musiklehrer nicht im Bestand fort, das in Ansätzen zu können, wofür Royston Maldoom in der Bewegungspädagogik steht?
- Warum können wir nicht noch viel stärker das auch praktisch wertschätzen – so wie es nachher etwa mit der Auszeichnung der Kölner Schülertheaters durch Sie geschieht – was es schon gibt und was möglicherweise im Bestand gefährdet ist und immer weiter zurück geht?
- Warum nehmen wir nicht stärker das in den Blick, was es an vielleicht erprobten, aber etwas eingeschlafenen kulturellen Initiativen gibt und geben diesen einen neuen Schwung, eine vernünftige Nachhaltigkeit, machen uns als kulturelle Schätze das bewusst, was eigentlich schon als selbstverständlich empfunden wird?

2. These: Kultur braucht gerade in der Krise andere Formen der Partizipation

Alle wollen, dass möglichst viele Menschen sich für Kultur interessieren.

Jeder Veranstalter freut sich über volle Säle, jeder Museumsleiter über gut besuchte Ausstellungen, die Betreiber von Konzertabonnements hüten und pfl-

gen den sogenannten „Schatz im Silbersee“, die noch zahlreichen grau wogenden Häupter silberhaariger Zuhörer, die man sieht, wenn man von der Bühne aus in den Zuschauerraum ihrer Klassikkonzerte blickt.

Kultur braucht aber andere Partizipation als bisher, eine Partizipation, die weniger den Konsum als die Eigentümerschaft der Nutzer am Geschehen vermittelt. Nur mit einer solchen Eigentümerschaft erhält die Kultur eine andere, eine stabilere Wertigkeit in der Krise als bloße Konsumgüterartikel.

Lassen Sie mich hierfür zwei kurze Beispiele nennen, eines, das gerade aus Frankreich nach Deutschland importiert wird und ein weiteres, ganz hier aus der Nähe, aus Bonn.

Mit Unterstützung der Fondation de France hat der belgische Künstler Francois Hers seit Beginn der 1990er Jahre ein Format erdacht und mit seiner Initiative Nouveaux Commanditaire über 200 Mal realisiert, durch das ganz normale Bürgerinnen und Bürger, vermittelt und begleitet durch renommierte Kunstkuratoren Auftraggeber für hochklassige Kunstwerke in ihrem eigenen Lebensumfeld werden können. Das Format ist verblüffend einfach.

So gaben etwa die Angestellten der Mensa der Universität von Dijon täglich tausende von Essen aus – und wurden dabei von niemandem wahrgenommen. Sie wollen aus der Anonymität ihrer Arbeit heraustreten. Der chinesische Künstler Yan-Pei Ming, einst selbst einer der Mensa-Besucher, malt ihre überlebensgroßen Porträts, die fortan in der Mensa installiert sind. Begleitet wurde das Projekt in den Jahren 1992 – 1994 von Xavier Douroux mit einem Gesamtbudget von 15.000 Euro, finanziert von der Fondation de France.

Die NEUEN AUFTRAGGEBER sind ein Beispiel, das Bürgern die Möglichkeit gibt, ihre Anliegen, Themen oder Konflikte in Zusammenarbeit mit Vermittlern und renommierten Künstlern in Kunstprojekten zu verwirklichen. Die Bürgerinnen und Bürger werden selbst – unabhängig von ihren finanziellen Mitteln, Bildungsstand oder sozialem Status – die Auftraggeber der Projekte und wir freuen uns als Stiftung, seit 2008 die Realisierung dieses Formats in Deutschland als Stiftung zu begleiten.

Ein weiteres, kurz zu erwähnendes Beispiel findet sich in Bonn. Dort entwickelte die lokale Bürgerstiftung die Idee eines öffentlichen Bücherregals, das, strategisch zentral und klug etwa auf der Poppelsdorfer Allee mitten in der Stadt jedermann ermöglicht, Bücher einzustellen und zu entleihen. Auch wenn dieses Vorhaben mehrere Phasen durchlaufen musste, bevor es Vandalismus-resistent wurde, ist es für mich symbolhaft Teil einer hartnäckigen neuen Generation von partizipativen Kulturvorhaben, klein aber ideenreich, ohne den Staat aus seiner Pflicht zu lassen, aber doch so, Fragen an vorhandene Gewohnheiten und Institutionen zu stellen.

3. These: Kultur muss nicht immer einfach, aber kommunizierbar sein.

Eine dritte These zur Kultur in der Krise knüpft an eine verblüffend simple Beobachtung aus der Finanzkrise an.

Ein Grund für die Dramatik der Finanzkrise war, dass Menschen Geld in Finanzinstrumente investiert haben, die sie nicht wirklich verstanden haben. Sie sind ihnen nicht vermittelt worden, sie waren zu komplex, die Sprache der Banker war zu fremd oder die Gier war schlicht zu groß. Gier frisst Hirn, so lautet eine saloppe Formulierung in der Bankenwelt.

Nun hat Kunst und Kultur - Gott sei Dank – in ihrer Rezeption schlicht eine andere Ausgangsbasis als Finanzinstrumente und Investmentprojekte. Man muss sie nicht immer verstehen, auch ein schlicht ästhetischer oder emotionaler Zugang reicht häufig völlig aus. Dass ein bloß emotionaler Zugang zu finanziellen Investitionsentscheidungen demgegenüber nicht ausreicht, ist den Anlegern von Bernie Madoff leider etwas zu spät klar geworden.

Allerdings ist auch der umgekehrte Schluss mancher Kulturschaffender nicht immer hilfreich. Immer wieder erreichen mich in meiner Arbeit als Stiftungsvorstand Entwürfe grandioser Kulturprojekte, innovativer, komplexer, manchmal unverständlich-intellektueller Gedankengebäude, neuer Festivals oder Angebote, die nach Ansicht ihrer Urheber dringend realisiert werden müssen, mit der Bitte um Förderung durch die Alfred Toepfer Stiftung. Auf meine dann regelmäßig erfolgende Frage, an wen sich denn dieses Vorhaben richte, also wer denn die Zielgruppe der Bemühungen sein solle, ernte ich sodann ebenso oft entweder unverständliches Kopfschütteln oder die Auskunft „Na, die allgemeine Öffentlichkeit, halt.“

Damit ich nicht missverstanden werde:

- Kultur und insbesondere Kulturförderung, die sich nur an möglichen Abnehmern orientiert, ist – entschuldigen Sie Herr Pleitgen – genauso trostlos und entbehrlich wie die vermeintlich unvermeidlichen Volksmusikhitparaden der öffentlich-rechtlichen Fernsehsender in Deutschland.
- Gerne verteidige ich jeden Künstler, der zum Ausdruck seiner eigenen künstlerischen Identität mir völlig unverständliche Dinge tut und manchmal fördern wir als Stiftung auch so etwas.

Ein junger Kammermusiker aber, der im Rahmen seines Programms nicht über seine Musik sprechen kann - oder jemanden kennt und mitbringen kann, der über seine Musik sprechen kann - hat heute und in der Krise seinen Beruf verfehlt - oder muss sehr exzellent sein. Wenn unsere Stiftung heute unter dem Titel concerto 21 eine Sommerakademie für Aufführungskultur und Musikmanagement durchführt, dann ist das Ziel der Aktion, die Kultur nicht einfach, sondern kommunizierbar zu machen. Auch das braucht es in der Krise, allemal in einer Welt, in der Kulturvermittlung nur beschränkt in den Erziehungskanon vieler Elternhäuser gehört.

4. These: Die Kultur in der Krise zu schützen heißt auch, Grenzen zu antizipieren

In einer früheren Tätigkeit von mir als Kulturdezernent einer mittleren Kommune in Nordrhein-Westfalen fiel unter anderem auch die Verantwortung für ein privat organisiertes, kulturgeschichtliches Stadtmuseum in meine Zuständigkeit. Dieses erhielt damals mehrere hunderttausend Euro als Zuschuss pro Jahr, ein wesentlicher Anteil der öffentlichen Zuschusssumme wurde dabei darauf verwendet, eine große angemietete Lagerhalle als Archiv zu unterhalten.

Dort waren hunderte, ja tausende Gegenstände gesammelt, die dem Trägerverein von Privatleuten als mögliche Ausstellungsstücke für das Museum im Laufe der Jahrzehnte zugeeignet worden waren. Es fanden sich dort Oma's Dampfbügeleisen eben so wie uralte Zahnarztstühle oder Türbalken von alten, abgerissenen Fachwerkhäusern. In einer der jährlich wiederkehrenden Diskussionen über die Höhe der Zuwendung an den Trägerverein, in der der immer größer werdende Archivbedarf einen immer größeren Anteil einnahm, fragte ich einmal den Museumsleiter, wie lange es wohl dauern würde, bei einer durchschnittlichen Ausstellungsdauer von zwei Monaten alle Exponate zu zeigen. Er antwortete: ca. 80 Jahre.

Diese Geschichte nun gerade bei einer Festveranstaltung in einem Museum zu erzählen, mag heikel sein. Ich erzähle sie aber gleichwohl, um deutlich zu machen, dass es natürlich auch in der Kultur „Grenzen des Wachstums“ gibt. Museen sind in einem Land, in dem es manchmal scheint, dass es für alles und jedes, vieles und manches, jedes und jeden ein Museum gibt, ein dankbares, aber auch gefährliches Beispiel. Dass dabei nicht nur die Provinz betroffen ist, zeigt die Tatsache, dass etwa in Hamburg nach meiner Wahrnehmung das traditionsreiche Museum für Kunst und Gewerbe vor ähnlichen Problemstellungen steht – wie die Hamburger Museumslandschaft insgesamt. Sie können das Problem übertragen auf die Zahl öffentlich geförderter Theater, Quadratmeter öffentlicher Bibliotheken.

Wenn wir eine lebendige Kultur bewahren wollen, dann müssen wir - nicht nur in der Krise - mehr als bisher lernen, ohne Tabus darüber zu sprechen, was im Bereich kultureller Institutionen auch entbehrlich ist.

- Wo sind Prioritäten zu setzen?
- Welches Projekt ist nicht zu realisieren, auch wenn wichtige Menschen sich aus guten Gründen dafür stark machen?
- Wo tut flächendeckend Kooperation Not, etwa zwischen Volkshochschulen und öffentlichen Bibliotheken, um das Überleben *der Idee* einer Institution, nicht der Institution als Selbstzweck zu sichern.
- Also: Was sind die Grenzen des Wachstums in der Kultur und wie können wir sie antizipieren und gestalten, ohne die Schere im Kopf zu früh anzusetzen?

5. und letzte These: Kultur bedeutet die Aufmerksamkeit für den Einzelnen

Meine letzte These ist direkt und nahezu wörtlich dem rumänischen Philosophen Andrei Plesu entlehnt.

Sie ist ein genereller Merkposten, der leitend für die Kulturarbeit unserer Stiftung ist – Krise hin oder Krise her. So schreibt Plesu in seinem Buch „Wer in der Sonne steht, wirft Schatten“ aus dem Jahre 2000:

„Nichts Traurigeres als ein Kulturmensch, der mehr über Institutionen als über den Einzelnen spricht. Kultur ist die Aufmerksamkeit für den Einzelnen, die Begeisterung am Unikat.“

und er führt später aus:

„Man „kämpft“ nicht für „die Kultur“, sondern den Kulturmenschen, nicht für „die Poesie“, sondern einen Dichter, nicht für „die Werte“, sondern einen individuellen Wert. Bewegt man sich auf der Ebene des einzelnen Falls, so belebt sich auch schon die Institution. Anderenfalls wird Literatur abstrakt, ein trockenes Konzept, eine Zuflucht für teures Vegetieren auf hohem Niveau, begleitet von beliebigem Versagen“

Mit diesem Zitat Plesus werbe ich, das Ringen um Kultur in der Krise nicht als ein Ringen für Institutionen, Kunst- oder Kulturgattungen oder als Ringen um Ressourcen, sondern als ein Ringen für Menschen und ihre Ideen, ihre künstlerische Identität, aber auch ihre Eigentümerschaft als Rezipient von Kunst und Kultur auszugestalten. Es gilt für und um die „Aufmerksamkeit für den Einzelnen“ in der Kultur zu kämpfen.

Soweit in aller gebotenen Kürze meine fünf Thesen.

Meine Damen und Herren, der französische Denker Michel de Montaigne, nach dem unser Stifter einen profilierten Kulturpreis benannt hat, hat einmal gesagt:

„Jedem kann es passieren, dass er einmal Unsinn redet; schlimm wird es erst, wenn es feierlich wird.“

In diesem Sinne komme ich zum Schluss meiner Ausführungen, bedanke mich sehr herzlich für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihrer Arbeit und dieser Veranstaltung alles Gute!